

Erschienen in „Bildungspolitische Strategien heute und morgen rund um das Mare Baltikum“

Hrsg: Baltic Sea Akademie – Max Hogeфорster

ISBN 978-3842359215

Meine Schule der Zukunft

von R e i n h a r d K a h l

Ein Archiv der Zukunft

Der Vortrag, auf dem dieser Beitrag aufbaut, war mit Filmausschnitten kombiniert. Vieles lässt sich mit Wörtern besser ausdrücken als in Bildern. Aber in diesem Fall haben Bilder einen Vorteil. Sie berühren die Muster, nach denen wir fühlen, und die Art und Weise, wie wir denken. Sie formatieren unser Handeln. In Deutschland sind Bilder des Gelingens rar. Manchmal könnte man sogar glauben, der größte Skandal sei hierzulande, wenn etwas gelingt. Nachrichten darüber mobilisieren häufig mehr Misstrauen als Begeisterung.

Das gilt besonders für die Bildung. Tief im kollektiven Gedächtnis haben sich Muster eingepägt, dass wirksames Lernen gegen den Strich geht, so wie eine Medizin, von der man glaubt, je bitterer sie schmeckt, desto wirksamer sei sie. Diese Überzeugung hindert viele daran zu glauben, was wir inzwischen wissen: Lernen geht mit Freude viel besser als unter Angst. Das gehört zu den unbestreitbaren Erkenntnissen der Hirnforschung und der kognitiven Psychologie. Viele Pädagoginnen und Pädagogen¹ haben das natürlich immer schon gewusst, auch ohne wissenschaftliche Forschung. Aber sehr viele trauen diesem Wissen nicht. Es passt einfach nicht zu den inneren Bildern, die häufig von Beschämung, Misstrauen und der Angst vor Fehlern gezeichnet sind. Dann wird die Idee, dass Lernen eine Vorfreude auf sich selbst sei, als romantische Schwärmerei abgetan. Freude wird als Zeichen für die unerlaubte Entfernung von der Truppe verdächtigt. Misstrauen wird zu einem höheren Bewusstseinszustand verklärt. Und Vertrauen gilt, gemessen am sogenannten Ernst des Lebens, als naiv.

So scheitert das Wissen darüber, wie Lernen gelingt, häufig am inneren Zensor. In Bildungsdebatten wird oft gesagt, wir hätten kein Erkenntnis-, sondern bloß ein Umsetzungsproblem. Widerspruch! Mit bloßer Umsetzung ist noch gar nichts gewonnen. Es kommt auf das Wie an. Auf die Haltung. Spätestens beim Handeln holen uns die inneren Bilder ein und behaupten sich als die letztentscheidende Instanz.

Diese Überlegungen seien voraus geschickt um zu erklären, warum zu dem auf der Konferenz gehaltenen Vortrag auch die Bilder gehören. Natürlich ist es am besten, Bilder und Argumente zu kombinieren. Theorie ist wichtig, aber im Mittelpunkt steht doch die Praxis. Mit Theorie klärt sich die Praxis über sich selbst auf. Wir verbeugen uns nicht mehr vor der Theorie als einer höheren Instanz, als wäre sie der intelligente Kopf, der den trägen und dummen Körper belehrt und ihm vorschreibt, was zu tun sei.

Aller Respekt gilt der Intelligenz der Praxis.

Clips aus den Filmen gibt es im Internet: www.archiv-der-zukunft.de.

¹ Wenn von Schülern, Lehrern oder Pädagogen die Rede ist, dann sind im Folgenden natürlich immer die Frauen und Männer sowie die Jungen und Mädchen gemeint.

Zukunft?

Alle reden von Zukunft und Bildung. Manchmal sind die beiden Wörter fast Synonyme. Aber was ist denn Zukunft? Es geht um Zukunft in einem doppelten Sinne. Zum einen stellt sich natürlich immer die Frage, wie die Welt künftig aussehen wird und wie wir sie uns wünschen. Die andere Frage ist, wie Zukunft im Sinne von etwas Neuem entsteht. Vielleicht ist diese Frage zunächst ungewohnt. Aber sie wird immer wichtiger. Sie wird die Kernfrage von Bildung. Wie müssen wir uns Schulen, Kindergärten und Hochschulen als Inkubatoren oder Treibhäuser vorstellen, damit die nächsten Generationen Neues zur Welt bringen? Es geht um eine Zukunft, die nicht selbstverständlich ist wie der Kalender des nächsten Jahres.

Dieses ist nicht in erster Linie eine Frage nach dem Wissen, das dort – wie man so sagt – vermittelt wird. Wissen bleibt immer wichtig. Aber mehr und mehr stellt sich die Frage, was Kinder und Jugendliche befähigt, dass sie jetzt und später selbst Wissen hervor bringen. Dass sie die Forscher bleiben, als die sie alle zur Welt kommen. (Kaum einer hätte vor 25 Jahren gedacht, was die Säuglings- und Kleinkinderforscher heute darüber an den Tag bringen!) Zukunft zu ermöglichen hieße dann, so wach und geistesgegenwärtig zu bleiben, wie wir es als Kinder alle waren. Bildung bedeutet dann, Spielen und Lernen als zwei Seiten einer Medaille im Laufe ihres Lebens zu kultivieren. Das ist nicht banal. Lernen und Neues zu probieren ist ein Wagnis. Traut man sich?

Arthur Schopenhauer, dessen 150. Todestages kürzlich gedacht wurde, schrieb: „Alle reden sie von der Zukunft, versäumen dabei das Seyn und die Zukunft macht bankrott.“

In diesem Satz steckt fast alles.

Zukunft ist immer unbekannt. Sie könnte schief gehen. Zukunft entsteht in wacher Gegenwart. Das gilt ebenso für das noch nie dagewesene wie für die Erneuerung des Alten. Beides ist riskant. Auch Tradition kann nicht einfach kopiert werden. Sie muss erneuert werden, um fortgeführt werden zu können.

Wenn Schulen allerdings unter dem Vorzeichen stehen, dass die Gegenwart wenig und manchmal sogar nichts gilt, wenn dort mit dem „späteren Leben“ gedroht wird, statt jetzt ins Leben einzuladen, dann ist eine offene Zukunft eigentlich gar nicht erwünscht. Dann werden lediglich die Bestände der Vergangenheit kopiert. Aber Vergangenheit lässt sich nicht fortschreiben, wenn sie nicht auch zugleich erneuert wird.

Zukunft? Was ist das? Ich werde diese Frage wieder aufnehmen. Zukunft jedenfalls ist nicht einfach das, was auf der Zeitachse bevorsteht wie die nächste Stunde auf der Uhr. Zukunft ist das Offene, wodurch die Welt immer weiter im Entstehen ist. Sie ist nicht fertig – es sei denn, sie ist „fertig“.

Die wichtigste Aufgabe von Bildungsinstitutionen wäre also, hellwache Gegenwart zu ermöglichen, damit Zukunft entsteht. Wache Geistesgegenwart führt zu Leistungen, die sich kaum einstellen, wenn man sie auf dem direkten Wege erzwingen will. Bildung ist ein enorm indirekter Vorgang. Sie braucht ein weites Feld, keine geplanten Lernschnellwege.

Das ist gar keine neue Erkenntnis.

Schon vor 2500 Jahren mahnten Heraklit und Herodot, dass es bei der Bildung nicht darauf ankomme, Menschen wie Fässer zu füllen oder wie Schiffe zu beladen. Es komme darauf an, sie zu begeistern, sie zu entzünden. Francois Rabelais formulierte vor 500 Jahren diesen Gedanken in seinem nun häufig zitierten Satz, der das Grundgesetz jeder modernen Pädagogik sein sollte: „Kinder wollen nicht wie Fässer gefüllt, sondern wie Fackeln entzündet werden.“

Rabelais war Schriftsteller, Arzt und Priester, ein Renaissancemensch. Die Renaissance entdeckte die Schöpferkraft der Menschen, man könnte sagen, sie entdeckte die Fähigkeit, Zukunft zu gestalten: technisch, sozial und kulturell. Bildung wurde als diese generelle Kreativität gedacht. Insofern war auch schon die griechische Polis eine Renaissance. Und auch heute – das wäre meine These – haben wir im Übergang von einer Industriegesellschaft zu einer Wissen- oder Ideen- oder Kulturgesellschaft die Chance zu einer dritten Renaissance nach der griechischen Polis und dem großen Aufbruch vor einem halben Jahrtausend.

Die Grundidee hat ein anderer Franzose der Aufbruchzeit so formuliert: „Der Mensch übersteigt unendlich den Menschen.“ Das sagte der 1623 geborene Mathematiker, Physiker, Literat und katholische Philosoph Blaise Pascal. Anders formuliert: In uns allen, wirklich in allen, steckt viel mehr, als wir gewöhnlich unterstellen, mehr als in einem Leben realisiert werden kann. Jede und jeder hat einen Überschuss an Potenzialen, die darauf warten, gehoben zu werden. Nichts anderes zeigt mit ihren Mitteln die moderne Hirnforschung. Pädagogen sollten also Schatzgräber sein. Sie sollten sich überraschen lassen, sie sollten nicht ängstlich oder kleingläubig sein.

Eine Nebenbemerkung zu Rabelais und Pascal: Man sehe sich deren Vita an. Rabelais war Schriftsteller, Arzt und Priester. Blaise Pascal war Mathematiker, Physiker, Literat und katholische Philosoph. Wer heute so viele Identitäten angibt, gerät in der Verdacht, ein Scharlatan zu sein oder gar eine multiple Persönlichkeit, also Menschen, für die wir ganz bestimmte Häuser haben. Vielleicht gehört auch dieses zu den Lichtblicken in großen Zeiten der Menschheit, dass jeder Mensch mehrere sein kann und dass dies nichts Verdächtiges ist. Ist die innere Pluralität von Menschen nicht eine Voraussetzung fürs Lernen? „Denken“, sagte Platon, „ist das Gespräch zwischen mir und mir selbst.“ Dafür darf man mit sich nicht ganz identisch sein. Denken und Lernen leben von Unterschieden und der Selbsttätigkeit der Schüler. Auch das war für Renaissancemenschen eine Grundidee. Johann Amos Comenius, der vor 400 Jahren die moderne Pädagogik begründete, verlangte damals schon: „Lehrer, lehrt weniger, damit eure Schüler mehr lernen können.“

Eigentlich weiß man es also und nicht erst seit Neuestem. Warum nur ist die Verführung Fässer zu füllen so groß und das – zugegeben – etwas riskantere Flammen entzünden eher unheimlich? Damit wären wir wieder bei der Anfangsidee, als es um die Bilder und mentalen Muster ging, also bei unserem „Glauben“ in diesem ganz untheologischen Sinn. Das Fässerfüllen wiegt Lehrpersonen, Schüler und Eltern in der vermeintlichen Sicherheit, nichts falsch zu machen. Selbst wenn am Ende dieses Nummer-Sicher-Weges eine anerzogene Gleichgültigkeit gegenüber dem Lernen steht, wird daran festgehalten. Beim Fässerfüllen wird sogar eine Art Lernbulimie in Kauf genommen. Erst mal viel „Stoff“ in sich hinein laufen lassen – und dann? Häufig wieder vergessen oder im drastischen Bild der Bulimie: das Heruntergeschlungene wieder von sich geben. Wird so der ausgeschiedene Stoff nicht tatsächlich zu etwas Ekelhaftem? Wird so die Welt nicht klein gemahlen und das Lernen nachhaltig entwertet? Wird es nicht Zeit, das Wort „Stoff“ den Dealern zu überlassen? Cool und gleichgültig zu werden, das kann doch nicht das Ziel von so vielen Jahren „Bildung“ sein.

Was wäre demgegenüber nachhaltiges Lernen? Wie bildet sich eine Biografie? Wie wird Lernen zum großen Projekt des eigenen Lebens? Und wie arbeiten Schulen, die statt mit „Stoff“ abzufüllen, mit einem Lernvirus infizieren?

Was machen gute Schulen, diese „Treibhäuser der Zukunft“, anders? Es sind durchweg Schulen, die von früher Selektion abgekommen sind. Es sind Schulen und Kindergärten, die den Kindern und Jugendlichen Zugehörigkeit versprechen. Diese Schulen verzichten auf die Drohung, dass ein Teil der Kinder falsche Schülerinnen und Schüler auf der ansonsten richtigen Schule sind. Schließlich lassen diese Schulen den Kindern und Jugendlichen Zeit zum Lernen. Jede und jeder braucht für die unterschiedlichen Dinge verschieden lang. Die „Eigenzeit“ jedes Menschen ist anders. Das ist die Geheimgrammatik von Individualität.

Diese Schulen verabschieden sich vom pädagogischen Gleichschritt und vom „defizitären Blick“ auf die zu schnellen oder zu langsamen und auf all diejenigen, die etwas Eigenes im Sinn haben. Sie wissen, dass alle Kinder verschieden sind und dass es gut so ist.

Wie also wird Lernen nachhaltig? Was überhaupt ist Lernen im Unterschied dazu, belehrt zu werden und bloß Inhalte zu kopieren? Wie wird tatsächlich fürs Leben und nicht für die Schule gelernt?

Eines steht fest: Kinder kommen als Lerngenies zur Welt. Die Hirnforschung zeigt, dass das menschliche Gehirn gar nicht anders kann, als zu lernen – und so bleibt es ein Leben lang. Nachhaltig gelernt wird, was unter die Haut geht. Und unter die Haut geht etwas nur, wenn Neues an Vorhandenem anknüpft, sei es durch Irritation oder Ergänzung.

Warum nur dümpelt ausgerechnet in Schulen das Lernen häufig nur noch lustlos vor sich hin? Schon im zweiten Schuljahr wird ein Einbruch bei der Lernfreude gemessen. Dabei sind doch fast alle Kinder so voller Vorfreude in die erste Klasse gekommen.

Eine Wanderung im Wald

Die erste Station auf unserer Exkursion zu Einrichtungen, in denen die Zukunft längst begonnen hat, führt uns zu den Kleinsten. Wir fahren mit ihnen dorthin, wo sich noch nie ein Mensch gelangweilt hat, in den Wald.

An einem Tag im Mai ist in Hamburg ein Wetter zum Zuhausebleiben. Es schüttet, donnert, blitzt, aber der Ausflug ist lange geplant, und so packt morgens um acht Torsten Lübke, der Leiter der Kinderkrippe Tornquiststraße in Hamburg-Eimsbüttel, den weißen Bus der Kita mit vielen kleinen Rucksäcken und der Verpflegung für drei Tage.² Für die meisten Kinder wird das die bislang längste Trennung von den Eltern werden. Manche haben noch nie woanders geschlafen, nicht einmal bei ihrer Oma.

Mit zehn Kindern geht es für drei Tage über die Elbe in die Schwarzen Berge bei Harburg. Wohnen werden sie im Fachwerkhaus eines Turnvereins mitten im Wald. Und der Wald wird erkundet. Ein riesiges Forschungsprojekt. Forschung? Karla-Lucia, die Jüngste in der Reisegruppe, ist gerade mal 18 Monate alt. Nick, der Senior, bringt es auf das Doppelte. Seine drei Jahre entsprechen genau dem Alter, in dem Kinder gewöhnlich in den Kindergarten kommen.

Am zweiten Tag scheint die Sonne. Nach einer Nacht ohne Heimweh und Geschrei müssen nach dem Frühstück einige noch gewickelt werden, dann machen sich die Pädagoginnen und Pädagogen mit den Kindern zu einer Wanderung auf. Es geht quer durch den Wald zum Tierpark. Für Erwachsene ein Weg von einer guten halben Stunde. Die Kinder brauchen natürlich länger. Nicht nur wegen ihrer kurzen Beinchen, sondern weil für sie jede Pfütze eine Einladung ist. Baumrinden werden untersucht. Zwischendurch unverständliche Selbstgespräche und dabei gedankenverlorene Gesten. Bald kauert die Runde um einen Käfer. Oder jemand findet einen ganz besonderen Stein. Plötzlich kommt einer auf die Idee, aus dem ausgewaschenen Sand am Wegrand kleine Würstchen zu formen und alle machen mit. Das dauert und dauert, aber keine Erzieherin und kein Erzieher drängelt. Es bietet sich der Anblick eines überwältigenden Friedens und seltener Aufmerksamkeit. Spaziergänger im Wald bleiben stehen – so viel Poesie! Die Geduld der Erzieher ist einmalig. Die Kinder genießen ihre Eigenzeit. Es mag ja eine Selbstverständlichkeit in dieser Krippe sein, dass niemand getrieben wird. Für Beobachter ist es fast unglaublich, ein stundenlanges Unternehmen mit Kindern, ohne dass gemahnt oder gequengelt wird. Am Ende dieser Langsamkeit wird eine beispiellose Leistung stehen.

Nach einer Keks-Saft-Pause auf einem Baumstamm kommen die zehn Kinder im Wildpark an. Bald ist Mittag. Eine Erzieherin ist mit dem Bus hinterher gefahren und wickelt einige Kinder auf dem Boden neben Hängebauchschweinen, die von den anderen fleißig gefüttert werden. Auch der anschließende Rundgang braucht seine Zeit. Mutig lassen die Kinder Rehe aus der Hand fressen, gehen ins Fledermäuse-Haus, streicheln Ziegen und sind von den Eulen beeindruckt. Sie ziehen weiter mit nicht nachlassender Aufmerksamkeit. Inzwischen ist es 14 Uhr.

„Lasst uns jetzt zurück gehen“, fordert Torsten Lübke. Vor zehn Jahren hat der Kitaleiter erstmals eine kleine Wanderung gewagt mit Kindern, die gerade einmal laufen konnten. Er war überrascht, was die Kinder alles können. Jedes Jahr traute er sich etwas weiter und immer wieder wurde er überrascht. Natürlich hat er im Blick, wem er was zutrauen kann. Die Hälfte der Gruppe soll im Bus zurückfahren. Doch die kleine Dorothee, gerade einmal zwei Jahre alt, besteht darauf, zu Fuß zurückzugehen.

Dann also los. Tragen oder auf die Schulter nehmen kommt nur ausnahmsweise in Frage. Am späten Nachmittag sind die Kinder wieder im Haus – exakt nach sechs Stunden und dreißig Minuten. Das könnte ins Guinness Buch der Rekorde aufgenommen werden. „Nach so einer Expedition“, erinnert sich Torsten Lübke, „ist es jedes Mal dasselbe.“ Einige Kinder, kaum zu Hause, wollen wieder ihre Sachen packen: „in den Wald“, „Tiere“, „laufen“. Sie alle sind bei diesem Ausflug einen Kopf größer geworden.

² Film: Kinder! Über das Lernen

Neugier

Solche Aktivitäten sind ganz im Sinne von Wolf Singer, Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung in Frankfurt am Main. Die Kinder selbst haben auf ihrer Expedition dauernd Entscheidungen getroffen. Sie haben die Dinge untersucht und sich ihren Reim drauf gemacht. „Wir haben dafür ein Wort“, sagt Singer: „Neugier.“ Man hätte auch ohne Wissenschaft drauf kommen können. Nun kann man es genauer erklären. „Das sich entwickelnde Gehirn ist als Selbstorganisationsprozess so angelegt, dass es sich die benötigten Informationen zum richtigen Zeitpunkt sucht.“ Vielleicht erklärt die gelungene Selbstorganisation diese kaum zu glaubende Gelassenheit im Wald. Von Singer stammt das Bonmot „Das Gehirn hat keinen Vorstandsvorsitzenden“. Es braucht keine Anweisungen. Auch intern ist es nicht nach dem Prinzip „Kommando und Ausführen“, etwa nach dem Modell eines souveränen Ichs, konstruiert, das sich selbst gewissermaßen an Marionettenfäden führt. Im Gehirn findet ein dauerndes Gespräch der unterschiedlichen Zentren statt, und die größte Leistung seiner Selbstorganisation ist, all diese Stimmen zu synchronisieren. Werde der Informations hunger des Gehirns adäquat gestillt, so Singer, „dann antwortet das Kind mit Lächeln, Freude und Wohlbefinden, wird ihm die Anregung vorenthalten oder zu viel hinein gestopft, zeigt es seine Frustration“.³

Wie lange galt doch Eltern und anderen Erziehern diese Lust der Kinder als verdächtig und ihr Widerstand als eine Provokation, die es zu brechen galt? Der Hirnforscher argumentiert fast leidenschaftslos: Man kann nicht gegen das Gehirn anarbeiten. „Man kann in ein sich entwickelndes Gehirn nichts hinein programmieren, wofür es noch keine offenen Fenster gibt.“ Neben Freude ist die Aufmerksamkeit ein zweites Kriterium: „Wenn keine Aufmerksamkeit für etwas aufgebracht wird“, so Singer, „dann kann man auch nichts lernen.“

Forschercamp in den Ferien

Die nächste Exkursion in eine Zukunft, die längst begonnen hat, machen wir in den Weihnachtsferien. Am Tag nach Neujahr kommen in Norderstedt am Rande von Hamburg 28 Kinder in den Räumen eines Freizeitheims zusammen, das in diesen Tagen Ferien macht.⁴ Dort wird eine Woche in den Ferien ein Forschercamp stattfinden. Das jüngste Mädchen ist vier, der älteste Junge ist elf Jahre alt. Sie werden sich nur mit einem Thema beschäftigen, der Elektrizität. Am Morgen, wenn die Kinder kommen, ist es noch dunkel. Wenn sie am Nachmittag abgeholt werden, dämmt es bereits wieder. Aber viele Kinder wollen dann einfach noch nicht nach Hause. Erst noch wollen sie ihren Müttern und Vätern zeigen, was sie alles herausgefunden und gemacht haben. Am Ende dieser ungewöhnlichen Ferien werden Tränen fließen.

Eingeladen hat das Team „Kinder entdecken Naturwissenschaften“ um die Erziehungswissenschaftlerin Anja Gottwald. Zu der Gruppe gehören ein Umweltingenieur, eine Biologin, ein Tischlermeister und ein Student. Alle sind naturwissenschaftlich gebildet und, was noch wichtiger ist, sie sind begeistert.

Den ganzen Tag wird experimentiert, diskutiert, gebaut und gegrübelt. Zwischendurch gehen die Kinder nach draußen oder in den Toberaum, sie helfen bei der Essensvorbereitung oder verziehen sich in die Kinderbibliothek. Und dann wieder an die Experimente. Sie kommen dahinter, warum „sich das Minus zum Plus verwandeln will“. Sie finden heraus, warum der Glühfaden sofort durchbrennt, wenn man das Glas drum herum zerschlägt. Am Ende haben sie große Leuchttürme gebaut und eine Drahtseilbahn, die zwei Stockwerke verbindet. Auch Vorträge werden von den Kindern gehalten, zum Beispiel über Edison oder Graf von Volta.

Kinder und Erwachsene haben sich in dieser Woche mit Konzentration und Begeisterung angesteckt. Niemand war auf dem Sprung. Sie vergaßen die Zeit, so dass sie am Ende nicht wussten, war das nun ein Monat oder waren es nur

³ Interview mit Wolf Singer für den Film „Kinder!“. Als Erweiterung des Films ist eine DVD-Fassung mit Booklet in Vorbereitung. Darin sind auch die Interviews, die im Film naturgemäß nur in kurzen Auszügen vorkommen, ausführlich dokumentiert. Erscheint im Frühjahr 2011 im Archiv der Zukunft (www.archiv-der-zukunft.de). Im Buchhandel erhältlich über den Beltz Verlag, Weinheim.

⁴ Film: Tanz der Elektronen

ein paar Tage. Die Kinder haben in diesen Tagen mehr über Elektrizität gelernt, und das auch wirklich verinnerlicht, als die meisten Menschen in ihrer ganzen Schulzeit.

Wir fahren weiter, es sind immer noch Weihnachtsferien. Es geht nach Fulda.⁵ Die Schulferien machen es möglich, dass auch in der dortigen Kinderakademie eine Woche lang von morgens bis abends Kinder jeweils nur an einem Thema arbeiten, zum Beispiel Mathematik. Es beginnt mit dem Pascalschen Dreieck. Und wieder erleben wir diese Mischung aus Theorie, freier Arbeit, Spiel und werden Zeuge vom langsamen Entstehen von Produkten. Die Kinder sind der Schönheit und der Ordnung der Mathematik auf der Spur. Am Ende bauen sie kleine Rechenmaschinen.

In der Kinderakademie Fulda treffen wir einen ihrer Förderer, den Unternehmer und Erfinder Artur Fischer. Er ist ein Fan von Kindern und eigentlich selber immer noch eines. Er kommt ein paar hundert Kilometer angereist, vom Schwarzwald, um ab zu vorbeizuschauen. Fischer hat die meisten Patente in Deutschland. Man sagt, es seien fast 2000. Fischer-Dübel, Fischer-Technik, Fischer-Tip, alles seine Erfindungen. 87 Jahre war er alt, als wir ihn bei seinem Besuch in der Kinderakademie trafen. Dort fühle er sich ganz in seinem Element, so wie damals als Kind vor mehr als 80 Jahren und auch noch jetzt, wenn er zu Hause in seiner Werkstatt tüftelt. Artur Fischer erinnert an Albert Einstein. Der hatte auf die Frage, wie er sich denn sein Entdeckungen und Erfindungen erkläre, mit dem lapidaren Satz geantwortet: „Weil ich immer das ewige Kind geblieben bin.“

Ist das nicht das Geheimnis von Kreativität? Mit dem Staunen, Spielen und Fragen nicht aufzuhören! Diesen Schatz durch das Erwachsenwerden zu schützen und zu kultivieren, nicht aber aufzugeben. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass diese innere Kindheit im Industriezeitalter in Millionen und Abermillionen Biografien abgetrieben wurde. Menschen wurden auf Außensteuerung konditioniert und begannen innerlich zu verstummen. Der stumme Mensch gab dann das Menschenbild ab, nach dem man meinte, dass bei den meisten im Inneren nicht viel los sei. Also müsse man sie an Marionettenfäden legen, dass sie wenigstens von außen zu motiviert werden. Und in der Tat ist der normale Alltag in Kindergärten und Schulen geeignet, dieses Bild zu bestätigen. Wenn man allerdings das Bild von Kindern ändert, dann ändern sie sich mit.

Welche Intensität konnten wir auf unseren bisherigen Stationen bereits bei den ganz Kleinen in den Harburger Bergen erleben, oder bei den Schulkindern in Norderstedt und zuletzt in Fulda. Ausgerechnet in den Ferien, wenn die meisten sagen, jetzt müssen wir nicht lernen, da sagten die Kinder dort, „wir wollen“, endlich haben wir Zeit, etwas herauszufinden, zu bauen, staunen, zu machen und zu entdecken. Lernen, wie es den Kindern gemäß ist und – wie das Beispiel von Artur Fischer zeigt – wie es Menschen gemäß ist, die Anfänger bleiben, auf immer höherem Niveau. Da stoßen wir wieder auf die Paradoxie des Lernens. Freiwillig geht es besser. Zeit lassen ist ökonomischer als Zeit sparen. Jean Jacques Rousseau hatte bereits vor 250 Jahren diese Paradoxie elegant formuliert: „Wenn du Zeit gewinnen willst, musst du Zeit verlieren.“

Zwischenruf: Raum und Zeit

In der Modulierung der Zeit zeigt sich gewissermaßen die Geheimgrammatik der Art zu leben, zu fühlen, zu denken und eben auch zu lernen. Zum Beispiel gab es in der alten japanischen Tradition keinen Begriff von Zukunft im abendländischen Sinne. Es gab kein Ziel, auf das alles zuströmt. Auch keine Erlösung. Das Neue hatte in dieser Ordnung einen ganz anderen Ort, eine leer gelassen Stelle in der Gegenwart. Das ist für uns ein fremder Gedanke, dass die Leere etwas öffnet, und so das Neue eine Chance bekommt. An dieser freien Stelle kann sich etwas einnisten, das es noch nie gab. Ein *Leerstelle* statt der belehrenden, immer schon wissensprallen *Lehrstelle*. Das könnte für uns heute eine tatsächlich *zukunftsweisende* Inspiration sein. Es ist das Gegenbild zur „Zu-vieli-sation“ (Graffiti an der Freien Universität Berlin) und zur Lernbulimie, die vielen Schülern und Studierenden die Lust am Lernen und damit auch an ihrer Zukunft verdirbt.

Zukunft im alten japanischen Sinne, also Platz zu lassen für das, was unbekannt und neu ist, für das, was einfach unvorstellbar ist, ist das Gegenteil jener Zukunft der Prognosen, die etwa so klingen: Neueste Studien haben erwiesen, dass wir im Jahr 2030 doppelte so viele Akademiker brauchen. Also müssen wir, heißt es weiter, ... –

⁵ Film: Kinder! – Über das Lerngenie

immerzu Sätze mit „müssen“. Verträgt sich Zukunft mit Müssen? Die Prognosezukunft ist bloß die Verlängerung von Linien aus der Vergangenheit über die Gegenwart hinaus. Extrapolationen aus der Vergangenheit sind notwendig. Nichts dagegen! Traditionen und Bestände sind wichtig. Nur Zukunft sind sie nicht! Zukunft hingegen ist ungewiss. Sie entsteht im Kontakt mit dem Nichtwissen. Ein überdichtetes, verklumptes Wissen verhindert Zukunft.

Am Anfang, bei den Griechen, bedeutete Schule *Muße, frei sein von Geschäften*. Könnte in diesem Anfang nicht die Idee für eine Schule der Zukunft liegen? Die Schule als Ort, an dem Gymnastik oder Mathematik betrieben werden, weil sie schön sind. Das Offene und Unbekannte wird verfehlt, wenn die Vorbereitung darauf aufs Trimmen für Anwendungszwecke hinausläuft. Wieder so eine Paradoxie der Bildung. Eine Schule, die kein Zweckbetrieb mehr ist, könnte im Ergebnis ungleich produktiver werden. Denn der Zweckbetrieb lehrt Kinder und Jugendliche, sich den Zwecken zu fügen und sich nicht selbst als Zweck zu setzen, der Schöpferfreude, siehe Arthur Fischer, entwickelt. Die Paradoxien einer indirekten Pädagogik müssen ausgehalten werden. Umwege scheinen natürlich ungewisser als der direkte Weg. Aber nur Umwege schaffen Raum. Es kann eben nur das gelingen, was auch schief gehen darf. Biografien gehen immer Umwege, nur die Geklonten und Biografiefreien stürmen direkt aufs Ziel und hassen den Raum und die Wege.

Die Zeit ist vorbei, als es von einer gewissen Systemlogik war, Schülern beizubringen: „Du bist ein Niemand“, um die so Entkernten dann an Marionettenfäden zu legen. Später wurde den häufig Beschämten und Gedemütigten dann in ihrer wenig begeisternden Arbeit angeboten, sich durch hohen Einsatz zu rehabilitieren.

Die industriegesellschaftliche Logik, in der viele Menschen als Maschinenmodule nur funktionieren sollten, hat längst ihre Basis verloren. In fast allen Berufen geht es nicht mehr darum, bloß auszuführen und zu funktionieren. Die neue Kernkompetenz heißt „Probleme lösen“. Immer seltener reicht es, die ein für all Mal gelernten Routinen – gelernt im Sinne von eingebläut – nur noch anzuwenden. Der Übergang von der Industriegesellschaft zu einer Wissens- und Ideengesellschaft verlangt, Bildung endlich zu dem zu machen, was sie immer schon sein sollte, eben Flammen zu entfachen und nicht Fässer zu füllen.

Ein Paradigmenwechsel. Von der Vermittlung der Inhalte, dem Durchnehmen von Stoff und der Erfüllung des (Lehr-)Plans hin zum Ermöglichen des Lernens, das Kinder von sich aus wollen. Für sie Gelegenheiten schaffen, sie begeistern und einladen. Ihre bohrenden Warum-Fragen nicht abblocken, sondern ihrem Hunger möglichst gute Nahrung zu bieten. Mit ihnen gewissermaßen zusammen kochen, statt sie mit Fertiggereichten abzufertigen.

Bleiben wir einen Moment beim Vergleich zum Essen. Stellen Sie sich vor, man hätte zur Ernährung eine Art Esspflicht für Kinder eingeführt. Es gäbe festgelegte Malzeiten in verbindlich aufzusuchenden Restaurants mit zentral definierten Essplänen, inklusive Aufesszwang und Strafen für alle, die ihr Pensum nicht verzehren. Nicht vorstellbar. Oder doch? Eines jedenfalls wäre sicher, eine Generation der Essgestörten würde herangezogen. Und jede weitere Störung, jede Weigerung und Unlust wäre der Beweis dafür, dass Menschen eigentlich von sich aus nicht essen wollten. Eine Erfahrung. Schlagende Beweise. Man würde ausgeklügelte Motivationsprogramme entwickeln und ein Heer von Trainern einstellen, um gegen die Unlust am Essen anzukommen.

Drehen wir das abschreckende Gedankenspiel um und stellen uns vor, das Lernen sei im Prinzip so zu organisieren, wie Kinder sprechen gelernt haben oder wie man im Ausland eine neue Sprache lernt. Über Fehlversuche. Keine fertigen Sätze kopieren. Sie lernen nicht auswendig, sondern inwendig. Sie lernen selbst zu sprechen, und das heißt mit anderen zu sprechen.

Was braucht man dafür? Einladende Orte, anregende Räume, passende Gelegenheiten. All das, was es ermöglicht, ganz gegenwärtig und voll da zu sein. Wäre das nicht die wirksamste Investition in das Bildungssystem? Wie viele Milliarden kämen schon in kurzer Zeit zusammen, wenn man die Stunden zählt, in denen Schüler und Lehrer nur so tun, als wären sie da? Eine Schule, die Gegenwart schafft, zieht nach oben. Im Gegensatz zu den depressiven Zirkeln, die ihr Jammertal inszenieren und es, haben sie sich darin erst einmal eingerichtet, sogar verteidigen. Dann wird auf das *spätere Leben* vertröstet oder gar mit der Zukunft als dem *Ernst des Lebens* gedroht. Diese Kultur zehrt Gegenwart aus und entwertet den Ort zum bloßen Container. Dann bleibt der Raum stumm. Er verwaht.

Der Raum, der heute an vielen Schulen entsteht, ist von ganz anderer Art. Er ist „der dritte Pädagoge“. So nannte ihn der 1994 verstorbene Begründer der Reggio-Pädagogik Loris Malaguzzi. In den kommunalen Vorschulen der norditalienischen Reggio Emilia Romagna entdeckte man schon in den 1980er Jahren Kinder als Forscher und Dichter. Respekt und Neugier wurden als kognitive Stärken und moralische Tugenden wiederentdeckt. Der schöne Satz vom Raum als dem dritten Pädagogen hat auf dem Umweg über Skandinavien nun auch die deutschen Schulen erreicht. Atmosphäre und Architektur, also eine gut gestaltete und intelligent vorbereitete Umgebung, sind für das Gelingen der Bildung entscheidend. Diese Einsicht trat auch in Skandinavien ihren Siegeszug von den Vorschulen aus an. Die Brisanz des Satzes vom dritten Pädagogen wird deutlich, wenn man ihn vollständig zitiert: „Die anderen Kinder sind der erste Pädagoge. Lehrer sind der zweite und der Raum ist der dritte Pädagoge.“ Die rhythmisierte Zeit noch als vierten Pädagogen hinzuzufügen, wäre gewiss in Malaguzzis Sinn. Betrachtet man die hierzulande üblichen Klassenzimmer unter diesem Aspekt, wird schlagartig klar, was schief läuft. Die deutsche Schule setzt traditionell nur auf einen Pädagogen, den Lehrer, und überfordert und schwächt ihn.

Wenn die Schule schön wird, ist sie eine Einladung ins Leben. Eine starke, aufgeladene Gegenwart steht also überhaupt nicht im Widerspruch zu einer starken Zukunft – im Gegenteil, in ihr kommt Neues zur Welt. So entsteht Zukunft.

„Alles schön und gut“, sagt nun manch einer. „Aber wie wird man denn fit for the struggle of life? Wie übt man denn in dieser schönen Schule seine Ellbogen zu gebrauchen und all das, was man braucht, um später über die Runden zu kommen?“ Lesen Sie Darwin! Aber richtig, so wie Cord Riechelmann, der an den Pflanzen, Vögeln und all den anderen Kreaturen zeigt: „Nicht der Fitteste überlebt, sondern der Prätigste!“

Ein Einwand liegt jetzt auf der Zunge: Das sind doch Ausnahmen! Stimmt. Es sind noch Ausnahmen. Aber warum eigentlich? Vielleicht hilft die nächste Station dem Einwand zu antworten. Es geht nach Bremen, zu Kindern aus Familien mit Migrationshintergrund.⁶ Viele sind in Gefahr, Schulversager zu werden. In der Weserstadt findet in den großen Ferien bereits seit Jahren ein Sommercamp für Drittklässler aus Familien mit überwiegend ausländischer Herkunft statt. Die Kinder fahren drei Wochen in Landschulheime. Jeden Tag stehen zwei Stunden Sprachunterricht und zwei Stunden Theater auf dem Programm. Die Theaterstücke werden zum Schluss aufgeführt. Nach dem Sprach- und Theaterprogramm haben die Kinder viel Zeit zum Spielen, Toben und für Abenteuer. Das erleben sie wie ein großes Geschenk.

Die Jacobs-Stiftung bezahlte im ersten Jahr den Aufenthalt, die Fahrtkosten und die Verpflegung der Kinder, die Honorare der Pädagogen sowie eine aufwendige Auswertung durch das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, das auch Mitveranstalter war. Dritter im Bund war der Senator für Bildung, der Schulminister im Stadtstaat. Er hatte sich verpflichtet, das Projekt weiterzuführen, sollte es erfolgreich sein. Nun muss und will er es weiterführen. Das Ergebnis der Auswertung ist so sensationell, dass es die Bildungsforscherin Petra Stanat und der Bildungsforscher Jürgen Baumert – sie haben auch die erste Pisa-Studie in Deutschland verantwortet – zunächst nicht glauben konnten. Die Sprachkompetenz der Kinder ist in drei Wochen Sommercamp so stark gewachsen wie sonst im Verlauf eines ganzen Schuljahres.

Der Effekt eines Schuljahres in nur drei Wochen dieser Sprachferien? Es fällt schwer, dieses Ergebnis zu glauben. Aber genau in diesem Glauben oder Unglauben, also darin, was man für möglich hält, steckt ein Großteil des heutigen Bildungsproblems – und vielleicht auch seine Lösung.

Stellen Sie, liebe Leserinnen und Leser, sich bitte vor, ein Kultus- oder Unterrichtsminister mache den Pädagogen dieses Angebot: Sie bekommen alle Ressourcen, die sie brauchen. Sie haben jede Freiheit, die sie wünschen. Aber sie müssen mit ihren Schülern in drei Wochen den Kompetenzgewinn eines Schuljahres erzielen. Eine Zumutung, würden die meisten sagen und protestieren. Aber irgendwann würden sie sich fügen. Und was würde dann passieren? Dann würden sie zu ihren Schülern sagen, nun müssen wir uns für den Test vorbereiten und uns auf den Hosenboden setzen. Nun hat für ein paar Wochen der Spaß eine Unterbrechung. Nun wird geübt! Würden wir nicht

⁶ Film: Das Wunder von Bremen

alle so oder so ähnlich denken? Im Zweifelsfall glauben wir eben doch eher an ein pädagogisches Sibirien als an ein Sommercamp.

Die Atmosphäre

Der Glaube an die Wirkung des Drucks ist auch bei vielen Kritikern des Drucks insgeheim noch stärker als ihr Vertrauen in die Lernbereitschaft der Kinder. Wird deswegen so wenig Wert auf eine Atmosphäre gelegt, die zum Lernen einlädt? Sind vielleicht der Druck und das Misstrauen, von dem viele meinen, sie seien nötig, die größten Lernverhinderer und Zeitfresser? Liegt eine Lernbehinderung nicht in dem Glauben, gute Ergebnisse ließen sich am besten durch Außensteuerung erzielen? Aber „nicht die Fülle, sondern Intensität“ ermöglicht den Lernerfolg, sagt der Nestor der deutschen Pädagogik, Hartmut von Hentig, und er argumentiert weiter: „Die größte Gefahr kommt der Pädagogik von ihrem eigenen Zweck: Will sie einen guten Menschen machen, wird sie ihn nicht bekommen.“ Lernen ist also nicht ohne Risiko. Gelingen, man darf es wiederholen, kann eben nur das, was auch misslingen darf. Diese Paradoxie ist auszuhalten. Neues entsteht nur, wenn Fehler nicht um jeden Preis vermieden – oder verheimlicht – werden müssen.

Woran lässt sich eine gute Atmosphäre erkennen? Nehmen Sie diesen Satz: „Auf Euch haben wir gewartet.“ Was er bedeutet, hängt allein von seiner Betonung ab. Klingen diese 23 Buchstaben so? „Hey, kommt her! Ihr seid schon ganz gut, vielleicht steckt in Euch aber noch viel mehr, als Ihr denkt. Lasst uns was draus machen. Wir haben auf Euch gewartet.“ Oder senden die gleichen Buchstaben, nur eben ganz anders betont, die gegenteilige Botschaft: „Auf Euch haben wir gerade noch gewartet ... Ihr fehlt mir noch ... Ich wundere mich schon gar nicht mehr ... Ihr werdet noch Euer blaues Wunder erleben.“ Man kennt diesen misanthropischen Sound. Manch einem ist er vertrauter als die freudige Aufforderung zum Zusammenleben.

Natürlich ist diese Gegenüberstellung etwas schwarz-weiß. Die Wirklichkeit spielt sich in Zwischentönen ab. Aber die Grundfrage ist doch, ob Kinder freudig begrüßt oder missbilligend gemustert werden. Ist Erziehung eine Einladung an die nächste Generation, oder wird mit dem so genannten späteren Leben gedroht und dabei zudem noch behauptet, die Gegenwart sei nichts als ein Vorspiel, selbst also nicht viel Wert?

Wollen Erwachsene die Kinder und Jugendlichen in ihre Welt hineinziehen? Verstehen sie das unter Erziehung? Oder suchen sie erst mal nach Fehlern? Versprechen sie den Kindern Zugehörigkeit? Kommen die Erwachsenen mit der Geste: „Seht her, das ist unsere Welt“? Oder grenzen sie aus, werten sie ab und verbreiten das Gift negativer Zuschreibungen?

Man ahnt es schon: In der Bildung und der Erziehung geht es immer auch um das Verhältnis, das die Erwachsenen zu sich selbst und zu ihrer Welt haben. Die Diskurse über Bildung und Erziehung sind immer auch Selbstgespräche der Gesellschaft. Wo kommen wir her? Wo wollen wir hin? Was ist derzeit Stand der Dinge?

Glaubt man daran, dass – wie Georg Christoph Lichtenberg einmal gesagt hat – „jeder des Jahres wenigstens einmal ein Genie“ ist, oder sucht man in den Schulen nach den blinden Passagieren, die dort nicht hingehören? Werden Lehrer von ihren Schülern geachtet oder bekriegt? Wie kommt es bloß, dass es in Deutschland und vielleicht auch in Österreich immer noch selbstverständlich zu sein scheint, dass Schüler die Lehrenden als ihre Feinde ansehen – und häufig auch umgekehrt?

Und warum ist uns der „Streber“, so geläufig, ein Wort, das man anderswo gar nicht kennt und dort als deutsches Lehnwort benutzt? Warum stehen Schülerinnen und Schüler, die viel wissen und die in der Schule ganz einfach gut sein wollen, im Verdacht der Kollaboration mit dem Feind?

Warum gehen viele Kinder zur Schule wie zum Zahnarzt? Andererseits: Warum unterrichten viele Lehrpersonen lieber Fächer statt Kinder und Jugendliche, und warum frönen sie immer noch der so genannten „Osterhasenpädagogik“, bei der sie das Wissen verstecken, um ihre Schüler danach suchen zu lassen? Warum nur interessieren sich die Erwachsenen häufig so sehr für die Fehler der nächsten Generation, und zwar nicht, damit diese daraus lernen, sondern um sie ihnen anzukreiden?

Lob des Fehlers

Apropos Fehler. Auch hier hängt wieder alles von einem scheinbar kleinen Betonungsunterschied ab. „Hast Du heute schon wieder Fehler gemacht?“ Vielleicht haben Sie ähnliche Erinnerungen? Gereizte Fragen der Eltern beim Mittagessen. Den Vormittag schon hatte sich die pädagogische Inquisition an Mathe, Latein und Erdkunde erprobt. Nur nichts falsch machen! Das war hinter all dem Stoff die Botschaft der roten Tinte. Die Gegenreaktion der Schüler: Perfektion vortäuschen. Intelligent gucken, statt angeblich dumme Fragen zu stellen. Aber was sind eigentlich dumme Fragen beim Lernen?

„Hast Du heute schon einen Fehler gemacht?“ Die gleiche Frage, nur ganz anders betont, empfehlen Unternehmensberater neuerdings als eine Art Mittagsmeditation. Sie dient nun einer ganz anders temperierten Selbsterforschung. Habe ich schon etwas gewagt? Der Fehler gilt nicht mehr als Sünde, sondern der gute Fehler gilt als Auszeichnung, denn am Fehlversuch geben sich Grenzgänger zu erkennen. Wer Neuland betritt, macht Fehler, unweigerlich. Wer keine gemacht hat, der hat vielleicht noch gar nichts gemacht, der hat sich zumindest nicht bewegt. Diese Eintragungen von Fehlern im mentalen Pass sind für Scouts kein Makel. Im Gegenteil, wer in diesem Pass keine Eintragung hat, der hat schlechte Karten. Das ist gewissermaßen ein neues pädagogisches Testament: Der Fehler ist das Salz des Lernens.

Man stelle sich vor, die Einzeller hätten einen perfekten Schutz gegen Kopierfehler bei ihrer Vermehrung entwickeln können. Es würde uns nicht geben. Nur die Mutation ermöglicht die Evolution und nur Fehler ermöglichen das Lernen. Beim Laufendlernen der Kinder kann man es am besten beobachten: Laufen ist aufgefangenes Fallen. Schritt für Schritt. Das bleibt ein Leben lang so. Ein Wechsel von Stabilität und Instabilität. Dem verdanken wir den aufrechten Gang.

Am Verhältnis zum Fehler lässt sich ablesen, wo wir im Übergang von der Industriegesellschaft zu einer Wissens- oder sogar zu einer Kulturgesellschaft stehen. „Macht mehr Fehler und macht sie früher, denn woraus sonst wollt ihr lernen!“ Solche Parolen füllen Managementguru Tom Peters in den USA die allergrößten Hallen. Vorstände der mächtigsten Konzerne zahlen Mordshonorare, um sich privatissime von ihm irritieren zu lassen. Irritation ist kostbar. Der verstorbene Meister der Paradoxien und der Systemtheorie, Niklas Luhmann, meinte sogar, Irritationsfähigkeit sei die wesentliche Voraussetzung dafür zu lernen und Neues zur Welt bringen zu können.

Natürlich geht es nicht darum, alte dumme Fehler zu wiederholen, sondern neue, intelligente Fehler zu wagen. „Ich ernähre mich von meinen Fehlern“, sagte Joseph Beuys.

Etwas wollen

Noch ein dritter Satz, dessen Sinn sich mit einer anderen Betonung in sein Gegenteil verkehrt. Eine Lehrperson sagt über ihre Schüler: „Die machen, was sie wollen.“ Spricht sie herablassend oder voller Achtung? Liegt Wollen auf ihrer semantischen Karte in der Nähe von Beliebigkeit, Anarchie und Chaos oder in der Nachbarschaft von Staunen, Wünschen und Denken, also in einer Landschaft, wo Differenzen als interessant und wertvoll geschätzt werden, wo Ideen gedeihen, weil jede Nuance wertvoll ist, weil sie folgenreich sein könnte?

Die verschiedenen Betonungen von Sätzen, die dem Buchstaben nach gleich sind, aber je nach dem Ton Gegensätzliches bedeuten können, zeigen, wie sehr es auf die Atmosphäre ankommt. Darauf *nie* etwas gesagt oder gemacht wird. Bedeutung entsteht *zwischen* den Menschen. „Die Welt liegt zwischen den Menschen, und dies Zwischen – viel mehr als, wie man häufig meint, die Menschen oder gar der Mensch – ist heute Gegenstand der größten Sorge und der offenbarsten Erschütterungen in nahezu allen Ländern der Erde.“ Das sagte Hannah Arendt, als sie sich am 28. September 1959 in Hamburg für den Lessing-Preis bedankte. Das Wie, das Zwischen, die Atmosphäre, das Vertrauen und das Selbstvertrauen, das alles sind Wörter, die für die weichen Faktoren stehen, Wörter, die man in den Präambelsätzen und Leitbildern gern zitiert, denen man aber im Zweifelsfall doch nicht so ganz traut. Wenn die Überlegungen zu grundsätzlich werden, wird es Zeit für eine Exkursion in den Alltag. Wir besuchen eine Schule, in der die Atmosphäre stimmt.

Vom toten Pferd absteigen

Der Lehrer ist morgens als erster in der Klasse.⁷ Wie ein Gastgeber bereitet sie bzw. er sich und den Raum vor. Die meisten Schülerinnen und Schüler kommen ebenfalls vor Unterrichtsbeginn und legen bald los. Einfach so, ohne Gong, als wäre das Lernen ihre ureigene Sache. Eine Idylle? Nein. Wir sind in einer siebten Klasse der Bodensee-Schule St. Martin in Friedrichshafen. Eine Hauptschulklasse, die Schüler sind in der Pubertät. Das sei eigentlich der Tiefpunkt, hört man überall, 7. Klasse Hauptschule, oh je. Aber vom pädagogischen Lazarett ist hier nichts zu spüren.

Woran liegt das?

„Wenn du merkst, dass du auf einem toten Pferd sitzt, steig ab!“ Mit dieser Weisheit der Dakotaindianer hat sich Alfred Hinz, der langjährige Leiter dieser Schule, Mut gemacht. Fächer wurden abgeschafft. An ihre Stelle sind Freiarbeit, vernetzter Unterricht und Projekte getreten. Die Wände in den Klassen sind voller Regale mit Arbeitsmaterial, aus dem sich die Schülerinnen und Schüler bedienen. Diese vorbereitete Umgebung ist eine der Grundideen dieser Schule.

Die ersten drei Stunden sind jeden Tag FSA, Freie Stillarbeit. Jede Schülerin und jeder Schüler arbeitet in dieser Zeit an etwas anderem. Man könnte auch sagen, jede und jeder arbeitet an sich selbst. Der eine macht Deutsch, die andere Geometrie. Und alle arbeiten auf unterschiedlichem Niveau, und sie arbeiten in wechselnden Konstellationen zusammen. Die Lehrperson geht herum und ist ganz entspannt. Auf jedem Tisch liegt ein „Strecker“, ein linealgroßes Holz mit dem Namen der Schüler. Wer Hilfe braucht, stellt seinen Strecker aufrecht. Dann kommt der Lehrer.

Wenn es für die alte Schule typisch war, dass die Schüler ihre Lehrer verstehen sollten, so ist es für diese Art Schule typisch, dass erst mal die Lehrenden versuchen die Kinder zu verstehen. Das ist mehr als eine pädagogische Methode. Das ist eine andere Kultur. Es geht um das Individuelle jedes Schülers und um ihre Zusammenarbeit. Sie sollen ihre besonderen Fähigkeiten ausloten und an ihren Schwächen arbeiten. Sie sollen ihre Eigenzeit und ihren Rhythmus finden.

Wird der Eigensinn der Schüler respektiert oder wird er als Quelle möglicher Störungen im Keim erstickt? Nimmt man mit dem Eigensinn auch die Nebenwirkungen lebendiger Individuen in Kauf, oder werden mit der Unterdrückung des Eigenen und der Spontaneität chronische Auseinandersetzungen im Schulalltag programmiert? Diese Fragen wurden in der Bodensee-Schule entschieden. Man gibt dem Vertrauen in die Kinder den Vorrang. Die Verschiedenheit der Kinder wird als großes Kapital gesehen und nicht etwa als eine Hypothek. Dieser Wandel fiel auch an dieser Schule zunächst nicht allen Pädagoginnen und Pädagogen leicht, und manche räumen ein, dass sie zuweilen noch immer so fühlen wie früher, obwohl sie längst anders denken.

Dass die Verschiedenheit der einzelnen Schüler in unserer Tradition zumeist nur wenig galt, ist für Alfred Hinz das Grundübel der alten Schule. Nach der erfolgreichen und entspannten Arbeit an der Bodensee-Schule versteht er allerdings nicht mehr, wie es möglich ist, in der Tatsache, dass jedes Kind anders ist, eine Hürde für effektiven Unterricht zu sehen.

Tatsächlich haben viele Lehrer einen Idealschüler im Sinn. Daran gemessen erleben sie diese als defizitäre und nicht als interessante Individuen. Und je höher das Ideal von den Pädagogen gehängt wird, desto schwerer wird es, ihm zu genügen. Am Ende meinen sie in der richtigen Schule lauter falsche Schüler vor sich zu haben.

Jürgen Baumert, der wohl renommierteste europäische Bildungsforscher, sieht den Effekt von dieser Art Schule zu machen darin, dass Schüler lernen, wie sie am besten hoch gelegte Latten unterlaufen, statt über realistisch aufgestellte zu springen. In Deutschland, wo die hohen Latten besonders beliebt sind, gibt es denn auch weltweit den größten Anteil von Kindern in Sonderschulen. Der Bildungsforscher Eckhart Klieme, der in Frankfurt das Deutsche Institut für Internationale Pädagogische Forschung leitet und als deutscher Chef der Pisa-Studie Jürgen Baumert

⁷ Film: Treibhäuser der Zukunft

beerbte, erinnert sich daran, wie er nach seinem Psychologiestudium als Zivildienstleistender in einer Sonderschule für Lernbehinderte mehrfach aufgefordert wurde, Kinder darauf hin zu testen, ob sie nicht eigentlich in eine Sonderschule für geistig Behinderte gehörten.

Viele Schüler, die immer gut durchgekommen sind, träumen später noch davon, als Versager enttarnt und von der Schule geschmissen zu werden. Und einen verlässt dieser Traum nicht mal, wenn er erwachsen geworden ist und erfolgreich im Beruf steht. Ein sicheres Gefühl von Zugehörigkeit, ja von Heimat, hat bei ihnen die Schule nicht hinterlassen.

Diese Schulkultur empfindet der inzwischen pensionierte Alfred Hinz, der 30 Jahre lang die katholische Bodensee-Schule geprägt hat, als einen Skandal. „Ich kann doch nicht morgens einen Einheitsbrei über die Kinder gießen und sagen, jetzt lernt euch – würde man im Ruhrgebiet sagen.“ Dort ist Hinz im katholischen Milieu aufgewachsen. Die Quelle seiner pädagogischen Inspiration ist religiös: Kinder sind Funken Gottes. Ihre Individualität hat etwas Göttliches. Es ist ein Vorteil, verschieden zu sein. Unterschiede sind keine Defizite oder gar Folgen der Erbsünde, wie eine andere Interpretation des Christentums nahe legt. „Das Entscheidende ist“, sagt Hinz, „dass wir kapiert haben, dass jedes Kind für sich einmalig ist und nicht noch einmal auf der Welt existiert.“

Das Lernbüro

800 Kilometer nördlich. Die Max-Brauer-Schule im Hamburger Stadtteil Altona.⁸ Die Schule schnitt bei Pisa bestens ab. Bis zur neunten Klasse holen die Schüler in den Leistungen einen Vorsprung heraus, der dem eines Schuljahres entspricht. Aber nicht nur dafür wurde die Schule mit dem „Deutschen Schulpreis“ ausgezeichnet. Die Juroren überzeugte vor allem die Kultur des Lernens und des Zusammenlebens.

Eine Szene aus dem Alltag. Ein zweites Schuljahr mit 23 Kindern. Für sie stehen 23 Körbe mit je 23 Aufgaben bereit. Für jede dieser Aufgaben ist ein Kind der „Chef“. Die anderen Kinder lassen ihre Lösungen vom Chef, bzw. von der Chefin, kontrollieren. Nur wenn Chefs nicht weiter wissen, gehen sie zur Lehrerin oder zum Lehrer.

Der pädagogische Umbau der Max-Brauer-Schule begann in der Grundschule. Nach den Erfolgen fasste eine Lehrergruppe Mut und nahm sich die Zeit, über Jahre ihre Traumschule zu konzipieren und die Schulkonferenz auf ihre Seite zu bringen. Manche Prinzipien, die in der Grundschule schon Gang und Gäbe sind, wurden nun auch in den 5. und 6. Klassen eingeführt. Lernbüro heißen dort nun jeden Tag die ersten Stunden. Es findet im nur leicht veränderten Klassenzimmer statt. Jeder Schüler wählt sich seinen Schwerpunkt: Mathe, Schreiben, Lesen. Die Lehrpläne wurden in Kompetenzraster umformuliert. Jeder weiß, was von ihr bzw. vom ihm erwartet wird. Über diese Ziele sprechen die Lehrerinnen und Lehrer, „teaching by walking around“, mit ihren Schülern und sagen stolz: Nie mehr Dompteur sein! Neben dem Lernbüro gibt es Projekte, zum Beispiel in den Naturwissenschaften. Eine dritte Säule dieser von den Lehrern neu entworfenen Schule sind Werkstätten, vor allem für die musischen Fächer. Hierbei werden mehr und mehr „Dritte“, das sind Handwerker, Künstler und andere Botschafter aus der tätigen Welt, einbezogen.⁹

Im Lernbüro arbeiten die Zehn- bis Zwölfjährigen jeden Morgen zwei Stunden selbstständig. Dann machen sie sich an Projekte, die über Wochen laufen. Am Anfang zweifelten auch die reformfreudigsten und optimistischsten unter den Pädagogen in der Max-Brauer-Schule, ob ihre Schüler so große Zeitintervalle überhaupt durchhalten würden. Aber schon nach kurzer Zeit wurden die Lehrer überrascht: Die Zeit reicht den Schülern oft nicht. Sie wollen mehr. Sie wollen länger an ihren Sachen arbeiten. Und auch die Lehrer verbringen mehr Stunden in der Schule. Nun gehen sie zwar manchmal später nach Hause, aber zufriedener, wenn auch manchmal immer noch erschöpft. Allerdings anders erschöpft. Sie sind nicht mehr so genervt und nicht mehr so leer mangels Resonanz.

⁸ Film: Auf der Suche nach der Schule der Zukunft

⁹ Film: Die Dritten kommen

Vision und Pragmatismus

Oder eine Schule im Ruhrgebiet, die Schule Kleine Kielstraße in Dortmund.¹⁰ Vier von fünf Kindern kommen aus Familien mit Migrationshintergrund. Darüber hören Besucher dieser Grundschule aber kein Wort der Klage. Schon der erste Eindruck am Morgen verblüfft. Kinder lassen in den Fluren Luftballons steigen; die herausströmende Luft treibt kleine Propeller an. Die Lehrerin hilft bei der Montage. Andere Kinder lesen oder spielen. Und auch hier ist es noch keine acht Uhr. Der erste und der zweite Jahrgang werden gemeinsam in einer Klasse unterrichtet. Auch diese Schule sieht in der Verschiedenheit der Kinder keinen Nachteil. Im Gegenteil. Altersgemischte Gruppen sollen die Unterschiede noch verstärken, denn darin werden Lern- und Entwicklungsanreize gesehen. Die Altersmischung erinnert die Lehrer daran, dass jedes Kind verschieden ist und dass alle als Individuen zu respektieren sind.

Fünf nach acht müssen die Kinder in der Klasse sein. Lehrerin Julia Herdramm stellt jetzt den Kassettenrecorder an. Alle versammeln sich zum Morgenkreis vor der Tafel, die von Plakaten mit Fragen zum Thema Luft fast verdeckt ist.

Zur gleichen Zeit lernen im Nebenraum einige Mütter Deutsch. Die Schule fand heraus, dass es nicht reicht, den Kindern aus zugewanderten Familien Deutsch beizubringen, wenn bei ihnen zu Hause niemand diese Sprache spricht. Das weiß man natürlich auch anderswo. Hier zog man daraus die Konsequenz. Den Müttern werden am Vormittag Sprachkurse angeboten. Allerdings drohte das Vorhaben bald zu scheitern, da die Mütter nicht wussten, wo sie während des Sprachkurses am Vormittag ihre kleinen Kinder lassen sollten, die noch nicht zu Schule und oftmals auch nicht zum Kindergarten gehen. Also entschloss sich die Schule, einen Schritt weiter zu gehen, und bietet nun gleichzeitig Kleinkinder-Betreuung während der Sprachkurse an. Den Effekt, dass die kleinen Kinder schon früh Lust darauf bekommen, zur Schule zu gehen, hatte die Schulleiterin Gisela Schultebrauks gar nicht im Sinn. Aber er gehört zu der Kette der Folgen von Folgen, die wirksames Handeln ausmacht. Die Schule lernt, wenn sie aus einem Problem, aus einem Mangel oder aus einer Lücke etwas macht. Dieses Lernen der Institution hatte wenige Chancen, solange man glaubte, dass alle Antworten immer schon gegeben seien und von oben kommen, und dass darüber hinaus gehendes eigenes Handeln nicht erlaubt sei. Darf man denn Sprachkurse für Mütter anbieten? Darf man denn Schülerinnen und Schüler dabei als Babysitter einsetzen? Die Schule macht, was sie nach reiflicher Diskussion für richtig hält und verantworten kann.

„Im Grunde ist die Schule“, sagt die Schulleiterin Gisela Schultebrauks, „eine Antwort auf die Kinder, ein ständiger Dialog.“ Und dann sagt sie noch etwas: „Ohne Liebe ist alles nichts.“

Visionen und Pragmatismus verbinden sich in dieser Schule zu einer ungewöhnlichen Kraft. So entsteht eine gute Atmosphäre für das Zusammenspiel der Schüler – und für die Lehrer ebenso. Für all das wurde die Dortmunder Schule 2006 als erste Schule mit dem Deutschen Schulpreis ausgezeichnet. Auf Platz eins. Sie bekam Besuch vom Bundespräsidenten.

Jede Woche sitzen die Lehrerinnen und Lehrer einen Nachmittag zusammen, besprechen ihre Probleme und versuchen, diese in Lösungen umzuwandeln. Dabei wird auch entschieden, welche Kollegen zu welcher Fortbildung gehen und welche Experten in die Schule geholt werden. So entsteht Arbeitsteilung. Eine Lehrerin sucht ständig nach Anregungen, wie Kindern Naturwissenschaft nahe gebracht werden kann. Sie war es auch, die Übungen zum Thema Luft mitgebracht hat, über die die Besucher schon am Morgen staunten, als ihnen im Flur Luftballons mit Propellern entgegen geflogen kamen.

Luft ist gerade Thema in allen Klassen, viele seiner verschiedenen Facetten liegen buchstäblich in der Luft. Die Lehrerin Julia Herdramm zündet in ihrer Klasse mit Erst- und Zweitklässlern ein Teelicht an und stürzt ein Wasserglas darüber. Die Kinder kauern gespannt um einen Schemel, auf dem die Versuchsanordnung steht. Die Kerze geht aus. Ooohh! Dann nimmt die Lehrerin einen großen Krug zum Abdecken und nun dauert es länger, bis die Flamme erloschen ist. Warum? Die Kinder entwickeln Theorien, verwerfen sie wieder und am Ende stehen Erkenntnisse. Als nächstes gießt Julia Herdramm eine rosa gefärbte Flüssigkeit auf den Teller mit dem Teelicht,

¹⁰ Film: Auf der Suche nach der Schule der Zukunft

zündet es an und stürzt wieder das Glas darüber. Kurz nachdem die Flamme erloschen ist, steigt der Wasserspiegel innerhalb des Glases. Puuh. Lauter staunende Gesichter.

Jeder im Lehrerteam hat zur Vorbereitung des Luft-Projekts eine andere Aufgabe übernommen. Ohne ihre Zusammenarbeit, ohne ein über die Jahre gewachsenes Archiv von Projekten und Aufgaben, die weiter entwickelt werden, geht gar nichts. Dieses Gedächtnis und die Zusammenarbeit der Lehrerinnen und Lehrer sind der Kern dieser Pädagogik.

Sie entdecken dabei auch an sich selbst Stärken und Schwächen – wie ihre Schüler. Vielleicht waren Arbeitsteilung und Zusammenarbeit bei Lehrern bisher so schwach ausgebildet, weil sie sich nicht in die Karten gucken lassen wollten? Das gehörte bisher nicht zu ihrer professionellen Tradition. Nun machen auch sie die Erfahrung, wie sich Arbeitsteilung und Teamarbeit gegenseitig bedingen. Je weiter ihre Arbeitsteilung voran schreitet, desto mehr sind sie ja auf Zusammenarbeit und Verlässlichkeit angewiesen. Je mehr Eigensinn sie wagen, desto mehr Gemeinsinn wird nötig. Nun erfahren es viele Lehrer, die sich auf diesen Weg machen, am eigenen Leibe als beglückend, wie die Schärfung ihrer Besonderheiten mit der Ausweitung ihrer Zusammenarbeit einhergeht.

Biografien

Besucher verlassen die Schule erfrischt und haben dennoch das Gefühl, als bliebe da noch ein Geheimnis. Das war in Friedrichshafen und in Hamburg-Altona ähnlich. Man hat einen sozialen Organismus erlebt, der auf seine Weise ebenfalls ein Individuum ist, der eine Biografie hat. Was diese Schulen ausmacht, lässt sich nicht in Blaupausen für soziales Engineering übersetzen, ohne dass dabei das Entscheidende verloren ginge. Gelungene Organisationen zu kopieren, wäre so wie das Klonen von Individuen. Klonen ist nicht nur ethisch fragwürdig, es kann dank der unvermeidlichen Kopierfehler gar nicht gelingen. Warum auch kopieren? Wozu eine Blaupause, die alles festlegt? Entspringt der Wunsch nach Vorschrift, Modell und Richtlinie nicht der Angst vor dem Wagnis einer eigenen Biografie? Gelungene Biografien stecken an. Ihre Geschichten sind von der größten Überzeugungskraft.

Von immer mehr Schulen lassen sich Geschichten erzählen, wie die von der Kleinen Kielstraße in Dortmund, von der Bodensee-Schule in Friedrichshafen oder von der Max-Brauer-Schule in Hamburg. Es sind immer etwas andere Geschichten, aber es sind Geschichten. Es handelt sich nicht mehr um Modellversuche, die, einmal konzipiert, nur noch umgesetzt werden sollen. Es handelt sich nicht mehr um das eine, höheren Ortes konzipierte Skript, das dann vor Ort nur noch ausgeführt wird. Lehrerinnen und Lehrer werden nun selbst Autoren ihrer Geschichten. Und sie tragen diese Geschichten weiter. Darüber bilden sich Netzwerke lernender Schulen. Diese Schulen sind verwandt, aber sie sind nie identisch. An ihnen springt die Schönheit der individuellen Gestalt ins Auge. Das ist vielleicht der größte Lohn.

Werte

Der Abschied vom Fässerfüllen ist möglich. Das Entfachen von Flammen ist schön und es ist außerdem erfolgreich. Viele Beispiele zeigen das. Was viele Menschen immer noch nicht glauben, lässt sich beweisen. Mit diesem Paradigmenwechsel wird die Selbstwirksamkeit der Individuen herausgefordert. Wenn Kinder, Jugendliche und ebenso die Erwachsenen die Chance ergreifen, sie selbst zu werden, dann wird auch ihre Effektivität erhöht, dann steigt die Leistung. Auch das ist eine der Paradoxien des Gelingens. Leistung steigt weniger dadurch, dass man antreibt und externe Belohnungen verspricht, als vielmehr dadurch, dass die Sachen selbst wichtig werden, also dass die Arbeit selbst begeistert, weil sie uns etwas wert ist. Was bloß ein Mittel zum Zweck ist, wird entwertet, ersetzbar und buchstäblich gleichgültig.

Eine Ursache der Finanzkrise von 2008 sieht der kanadische Ökonom und Managementtheoretiker Henry Mintzberg in der Dressur des Banken- und Börsenpersonals auf kurzfristige Erfolge durch Bonuszahlungen. Die Konditionierung auf Außensteuerung lasse das Urteilsvermögen verwahrlosen. Menschen wissen dann nicht mehr, was sie wollen, ja ob sie überhaupt etwas wollen. Der amerikanische Ökonom Samuel Bowles schreibt: Explizite, also äußere Leistungsanreize zerstören gute Absichten.

Aber wer aus seiner Freiheit heraus entscheidet, spürt sofort, dass nichts Eigenes oder Neues, diese Kinder der Freiheit, ohne Risiko ist. Es kann auch misslingen. Um es noch einmal zu sagen: Gelingen kann nur das, was auch schief gehen darf. Aber dieser Gedanke – so unabweisbar er ist – ist doch für viele kaum auszuhalten. Dann entspringen aus der Angst vor Fehlern und einem möglichen Scheitern wieder Nummer-Sicher-Strategien, etwa die Vorstellung, man müsse die unreinen Fässer nur ordentlich leeren und säubern, um die leeren Behälter dann mit reinem Stoff zu füllen. Ein Beispiel: Es ist bereits ein paar Jahre her, da sprachen sich in Hamburg Direktoren von Gymnasien und die zuständigen Schulräte dagegen aus, in der Grundschule bereits mit Englischunterricht zu beginnen. Ihr Argument: Sonst lassen sich die Kinder im Gymnasium nicht mehr alle auf den gleichen Stand bringen.

Ein anderes Beispiel.¹¹ In Frankfurt am Main gibt es eine Eigenunfallversicherung der Stadt. Sie versichert auch die Kindergärten. Die Versicherung ging der Frage nach, welche Kindergärten für sie am teuersten sind. Die eher restriktiven, Risiko vermeidenden oder diejenigen, zu deren Programm gehört, dass die Kinder auch Erfahrungen mit gefährlichen Situationen machen. Das Ergebnis erstaunt nicht. Die schweren, also für die Versicherung teuren Unfälle waren in risikofreundlichen Kindergärten selten. In den Kindergärten hingegen, die Risiken möglichst vermeidenden, waren diese häufig. Die Versicherung beklagte, dass immer mehr Kinder es nicht gelernt hätten zu fallen und sich verletzen, weil sie sich beim Fallen nicht auffangen könnten. Wer nie vom Hochbett auf Bodenmatten springen durfte, der kann nicht gut springen und vor allem kann er nicht gut fallen. So einleuchtend dieses Ergebnis für jeden ist, so schwer fällt es doch den allermeisten, daraus Konsequenzen zu ziehen. Wie wird argumentiert, wenn ein Unfall passiert ist? Dann steht der Kindergarten, der risikoreiches Verhalten verbietet und bestraft, viel besser da als der andere, in dem Kinder Gelegenheiten haben, sich im Fallen zu üben oder auf Bäume zu klettern.

Ein Jemand sein

Es geht um das Wagnis, ein Jemand zu sein, nicht nur eine Rolle zu spielen oder zu funktionieren. „Jeder Mensch steht an einer Stelle in der Welt, an der noch nie ein anderer vor ihm stand“, schrieb die Philosophin Hannah Arendt in ihrem Buch *Vita activa*, das sie ursprünglich *Amor Mundi, Liebe zur Welt* nennen wollte. Erst aus dieser nicht weiter reduzierbaren Verschiedenheit und Eigenheit einer und eines jeden ergibt sich für Hannah Arendt die Möglichkeit zur Verständigung. Wären alle identisch, wäre Verständigung weder nötig noch denkbar. Der Ursprung von Verschiedenheit und Verständigung ist eine ursprüngliche Fremdheit, mit der jede und jeder zur Welt kommt: „Das Risiko, als ein Jemand im Miteinander in Erscheinung zu treten, kann nur auf sich nehmen, wer bereit ist, im Miteinander unter seinesgleichen sich zu bewegen, Aufschluss zu geben, wer er ist und auf die ursprüngliche Fremdheit dessen, der durch Geburt als Neuankömmling in die Welt gekommen ist, zu verzichten.“

Auf seine ursprüngliche Fremdheit verzichten! Ein ungewohnter Gedanke. Im Gegensatz zu unserer Tradition sagt er, am Anfang war kein Paradies! Aber mit dem Aufbau einer gemeinsamen Welt lässt sich diese ursprüngliche Fremdheit überwinden! Der Misanthrop allerdings ist ein Mensch, der nicht auf seine Fremdheit verzichten mag. Er flüchtet aus der offenen Welt und sucht Unterschlupf, häufig leider in den beschützenden Werkstätten der Erziehungsinstitutionen. Auch dort bleibt er ein Einzelner und Fremder, wird wehleidig und treibt sein menschenverachtendes Spiel. Hannah Arendt charakterisierte den Misanthropen als einen, „der niemanden findet, mit dem er die Welt teilen möchte, dass er niemanden gleichsam für würdig erachtet, sich mit ihm an der Welt und der Natur und dem Kosmos zu erfreuen“.

Menschen, die es wagen, ein Jemand zu sein und sich mit anderen anzufreunden, treffen nicht unvermittelt aufeinander. Sie spielen ihre Bälle gewissermaßen über Bande. Mit Hannah Arendt möchte man sagen, über Freundschaftsbande. Denn, man muss diesen großen Satz aus ihrer Lessing-Rede wiederholen, „die Welt liegt zwischen den Menschen, und dieses Zwischen – viel mehr als, wie man häufig meint, die Menschen oder gar der Mensch, ist heute Gegenstand der größten Sorge“. Das Zwischen ist der Raum, in dem die gemeinsame Welt

¹¹ Film: Vom Schwinden der Sinne

gebildet wird. Das Zwischen verlangt Differenz, es verträgt weder Einheitlichkeit noch das Dogma der einen und einzigen Wahrheit. „Jede Wahrheit, ob sie nun den Menschen ein Heil oder ein Unheil bringen mag, ist unmenschlich im wörtlichsten Sinne, weil sie zur Folge haben könnte, dass alle Menschen sich plötzlich auf eine einzige Meinung einigten, so dass aus vielen einer würde, womit die Welt, die sich immer nur zwischen den Menschen in ihrer Vielfalt bilden kann, von der Erde verschwände.“

Die Bedrohung ihrer eigenen Welt durch Wahrheitsbesitzer gehört zu den Traumatisierungen vieler Menschen in der Schule. Dabei wäre die Schule als gemeinsamer Raum der Generationen der geeignete Ort, um im Spiel mit Unterschieden Neues zu erzeugen. Denn die generative Kraft etwas anzufangen, was noch nie war, baut sich im Generationsverhältnis auf. Wenn auch Erziehung als Handlung der Erwachsenen für Hannah Arendt im Kern eine konservative Angelegenheit ist, so ist das Generationsverhältnis alles andere als konservativ: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, es sei denn, dass Menschen das Neue, das in die Welt kam, als sie geboren wurden, handelnd als einen neuen Anfang in das Spiel der Welt werfen.“

Etwas anzufangen und sich zu exponieren wäre ein Maß für das Erwachsensein. Emphatisch entwickelte Hannah Arendt dieses Bild an Rahel Varnhagen, einer deutschen Jüdin im 18. Jahrhundert: „Ungebunden, vorurteilslos, gleichsam in der Situation des ersten Menschen, ist sie gezwungen, sich alles so anzueignen, als ob es ihr zum ersten Male begegnete. Worauf es ihr ankam, war, sich dem Leben so zu exponieren, dass es sie treffen konnte wie Wetter ohne Schirm.“

Wie weit wir von diesem Mut entfernt sind, zeigt der Klappentext der aktuellen Ausgabe ihres Buches *Rahel Varnhagen – Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik*. Auf dem Deckel zitiert der Verlag diese Passage folgendermaßen: „Worauf es ihr ankam, war, sich dem Leben so zu exponieren, dass es nie treffen konnte wie Wetter ohne Schirm.“ Aus „sie“ wurde „nie“. Die Veränderung nur eines Buchstabens reicht für die völlige Verdrehung des Sinns. Hier siegte wieder einmal das, woran Lektor und Korrektor glaubten: Die Nummer Sicher.

Was hat dieser philosophische Exkurs mit unserem Thema zu tun? Das Modell Fässer zu füllen geht von schwachen Menschen ohne Eigensinn aus. Sie werden bloß als Behälter gedacht. Der Inhalt kommt von außen. Das Bild von Menschen als zu entflammende Fackeln hingegen ist eines von Individuen. Jedes ist anders. „Der Mensch ist ein krummes Holz“, schrieb Immanuel Kant. Alle Versuche, ihn gerade zu hobeln und glatt zu schmirgeln, würden den schöpferischen Menschen ihr Besonderes nehmen, sie zu Maschinen machen. Aus Personen würden Funktionäre. Aus einem Jemand würde ein Niemand. In den Falten der Individuen liegt hingegen ihre Vielfalt. Es kommt also darauf an, was ein Mensch aus der Besonderheit seines Anfangs macht. Dazu müssen Erziehung und Bildung herausfordern. Dafür müssen sie Gelegenheit bieten. Dafür muss es Vorbilder geben.

Für Hannah Arendt war, wie für Immanuel Kant, das Erwecken der Vernunft eine zweite Geburt, ein selbst gemachter Anfang gegen das Gelebtwerden. Denn die erste Geburt haben wir uns nicht ausgesucht. Die erste Geburt war für Kant ein „Skandal des Anfangs“, den Menschen nur kompensieren können, wenn sie sich die Freiheit zu weiterem Anfangenkönnen nehmen. Die Urszene des Anfangens ist das Staunen. Auf sie folgt die Kraft des Anfängers, der Anfängerin, der bzw. die selbst anfangen kann. Und weil jede und jeder einen anderen Anfang hat, ja, ein anderer Anfang ist, weil jeder Mensch ein Dissident ist, nur deshalb kann er Individuum sein. Seine Unvollkommenheit ist die Voraussetzung für seine Einzigartigkeit.

Wenn Erziehung den besonderen Anfang, der ein jeder Mensch ist, stärken und weiter treiben soll, wenn es darum geht, ein unverwechselbares Individuum zu kultivieren, dann kann sich Erziehung nicht in Belehrung, in bloßer Vermittlung von Wissen erschöpfen. Erziehung besteht nicht in den Sachen und Stoffen, die verbreitet oder umgefüllt werden, sie besteht in der Art des Handelns, Denkens und Sprechens, in der Erwachsene agieren und auf Kinder wirken. Sie wirkt weniger über das *Was* als vielmehr durch das *Wie*. Hinter sein *Wie* kann keine, kann keiner zurücktreten. Darin offenbart sich die Person, ja, es ist die Person. Mit ihrer besonderen Art verbreiten Menschen Atmosphäre; und aus ihren Atmosphären kann etwas Neues auskristallisieren.

Menschen brauchen also nicht Erziehung, um den Anfängerstatus bald hinter sich zu lassen, sondern um ihn überhaupt erst zu gewinnen. Man könnte sagen, das Ziel wäre, Anfängerinnen und Anfänger auf immer höherem

Niveau zu werden. Das ist ein Synonym dafür, eine Person, ein Jemand zu sein. Sich niemals damit zu begnügen, ein Funktionär zu sein, kein Untermieter in der Welt. Aber dieses Risiko, „ein Jemand zu werden“, wird nur auf sich nehmen, wer vertrauen kann, weil er oder sie selbst Vertrauen erfahren hat. Deshalb muss Erziehung ein freundliches Willkommen in der Welt bereiten. Erziehung ist das Gegenteil jener verächtlichen und abweisenden Begrüßung, die dem Neuankömmling mitteilt, ein falscher zu sein, der erst ein ganz anderer werden muss, um in die Gunst von Anerkennung zu gelangen. Auch die Botschaft, ihr seid eigentlich überflüssig, gebraucht werdet ihr nicht, ist ein furchtbares Gift, das Gegenteil dieses In-die-Welt-Hineinziehens. Es entzieht den Kindern die Welt.

Vieles, was wir an der Erziehungstradition verurteilen, sollten wir lieber Entziehung und nicht Erziehung nennen.

Die angemessene Begrüßung für die Neuankömmlinge, wie Hannah Arendt die Menschenkinder nannte, ist eine Frage, die uns gar nicht mehr geläufig ist. „Wer bist Du?“ Wie würde eine Schule aussehen, in der diese Frage vielfach variiert würde? Stattdessen werden Kinder schon gefragt: „Was kannst Du? Wie hoch ist dein IQ?“

Die Konsequenz

Jedes Kind sollte, sobald es auf die Welt gekommen ist, ein T-Shirt mit dem Aufdruck bekommen: „Ich bin einmalig!“ Das verlangte kürzlich ein Pädagoge. Er ergänzte, das T-Shirt sollte mitwachsen.

Als Individuen allerdings wurden die Kinder lange Zeit nicht angesehen. Eine Person würde man erst als Erwachsener. Doch tatsächlich kommt jedes Kind bereits als einzigartiges Wesen auf die Welt. Die ganze Tragweite dieser Erkenntnis ergründen erst seit wenigen Jahren Hirnforscher und andere Wissenschaftler.

Remo Largo hat an der Universität Zürich eine der größten europäischen Langzeitstudien zur Entwicklung von Kindern durchgeführt.¹² Sein Resümee: „Jedes Kind ist anders. Alle sind verschieden. Und wir werden im Laufe unseres Lebens immer verschiedener.“ Seine Schlussfolgerung für die Schulen: „Nur die Individualisierung des Lernens wird den Kindern gerecht.“ Er kennt die Gegenargumente, dass ein Eingehen auf ihre Vielfalt eine pädagogische Überforderung sei. Aber in diesem Punkt macht er keinen Kompromiss: „Wer die Vielfalt negiert, weil er glaubt, individualisierter Unterricht sei nicht realisierbar, der hat als Pädagoge kapituliert, damit aber die Vielfalt unter den Kindern nicht aus der Welt geschafft.“

Die Dichter und Philosophen haben es immer schon gewusst: Jeder Mensch ist eine Primzahl, teilbar nur durch die Eins und durch sich selbst. Dabei leuchtet unmittelbar ein, wie wichtig der Gegenpol ist, das Zusammenleben, die gemeinsame Sprache und die Freude am Sprechen. Individualisierung und Gemeinschaft sind ja keine Alternativen, sie sind gewissermaßen das Yin und Yang der Bildung, Kräfte, die sich gegenseitig bedingen und steigern. Wer die eine Seite schwächt, mindert auch die andere.

Inzwischen kann die Gehirnforschung mit naturwissenschaftlichen Argumenten auch Skeptiker von diesem Wunder der Verschiedenheit überzeugen. Die Kombinationsmöglichkeiten der Gehirnzellen jedes Einzelnen übersteigt bei weitem die Menge der Protonen im ganzen Weltall. Und das Gehirn, so zeigt uns die Forschung, ist ein soziales Organ.

Dennoch müssen die Wörter *Individuum* und *Individualisierung* gegen Missverständnisse in Schutz genommen werden. Häufig denkt man dabei an Vereinzelung und Egoismus. Bei der Individualisierung des Lernens sieht manch einer Kinder einsam vor dem Bildschirm sitzen. Tatsächlich betreiben nicht wenige Schüler und Studierende beim Lernen ihre sehr individuellen Kosten- und Nutzenrechnungen, als wären sie Betriebswirtschaftler ihrer selbst. Sie kalkulieren, wie viel Aufwand zum Erreichen von Noten, Punkten oder Credit Points sich jeweils wohl lohnt. Was treibt sie dazu, ihr Wissen schon zu kapitalisieren, noch bevor sie es erworben haben? Was ist falsch gelaufen, wenn sie vor lauter Sorge ums Durchkommen das Interesse an der Welt und im Grunde auch die Lust am Lernen verlieren? Was geht ihnen und der Gesellschaft verloren, wenn Wissen ein Mittel zum Zweck wird, bloßer Stoff zum Überleben?

¹² Film: Herausforderungen – Die Intelligenz der pädagogischen Praxis

„Ob ihrs glaubt oder nicht“, schrieb der Dichter Joseph Brodsky, „die Evolution hat ein Ziel, Schönheit.“ Der 1940 in St. Petersburg geborene Literaturnobelpreisträger hatte in der 8. Klasse mit der Schule Schluss gemacht. Das nannte er später seinen ersten freien Willensakt. Englisch, die Sprache, in der er große Gedichte und die meisten seiner Essays schrieb, lernte er ohne Lehrer noch lange vor der Flucht aus der Sowjetunion.

Brodsky hatte keine Chance auf eine Schule, wie zum Beispiel die staatliche Montessori-Oberschule in Potsdam. Eine Schule, für die Schönheit ein Ziel ist, und die mit besten Leistungen der Schüler glänzt.¹³

Schönheit? Na gut, wird manche bzw. mancher antworten, ein schönes Ziel, aber es ist auch ein weiter Weg. Erst mal geht es doch um mehr Geld für die Bildung, um mehr Lehrer, kleinere Klassen, also um die Verbesserung der Rahmenbedingungen und eine Reform des ganzen Systems. Dann wird irgendwann die Schule bestimmt auch schön.

Nein! Das große Ziel nicht am Horizont abstellen! Das Ziel vielmehr zu einem Maßstab für den Alltag verwandeln, also ganz nah heran holen – und die Ziele sich zwischendurch dann wieder am Horizont regenerieren lassen.

Als ich die Montessori-Gesamtschule in Potsdam, die Ulrike Kegler seit 1991 leitet, zum ersten Mal im Frühjahr 2003 besuchte, war das eine Liebe auf den zweiten Blick. Als erstes sieht man ein Gebäude, wie es in der DDR zu Hunderten steht. Das Hässlichste an diesen Gebäuden ist der prinzipielle Verzicht auf Architektur. Der Einheitsbau signalisiert: Du sollst kein Individuum sein! Versuche ein möglichst perfektes Exemplar zu werden. Menschen sind nicht aus krummem Holz, sondern sollen rechtwinklig sein. So wenig Eigensinn diese Schulen selbst haben durften, so wenig Eigensinn sollten die Schülerinnen und Schüler und ihre Lehrer ausbilden. Gebäude haben etwas Ansteckendes, so oder so. Es ist, als wäre die Geheimgrammatik der Pädagogik, oder – nehmen wir das hässliche Wort – „das Menschenbild“ darin eingeschrieben.

Nach diesem ersten Blick öffnete sich dann eine ganz andere Innenwelt. Ich kannte damals noch kaum die für die Montessoripädagogik typischen kleinen, ich möchte sagen, Altäre in der Mitte der Klassen. Auf dem Fußboden liegt eine Decke, darauf sind Dinge ausgestellt, die gerade im Unterricht gebraucht werden: Bücher, vielleicht auch eine Blume, vieles ist möglich. Dieses kleine, unübersehbare Zentrum fordert Achtung. Es ist wie ein Dementi des schultypischen Ist-doch-egal. Diese ganz besondere Mischung aus Nützlichkeit und Verehrung ist schön.

Bei meinem letzten Besuch fiel mir sogleich in der Pausenhalle zwischen dem Treppenaufgang und dem Ausgang zum Schulhof ein runder Teppich auf, vielleicht 20 Quadratmeter groß. Er sah wie eine Vergrößerung der Klassenraumaltäre aus. Darauf lagen Spiele, Bücher und anderes Material, nicht sehr viel. Zwei oder drei ältere Schüler saßen auf dem Boden. Eine junge Lehrerin oder Praktikantin hockte neben Kindern und sortierte so etwas wie Dominosteine. Solche Achtsamkeitszentren haben etwas von einem Ansteckungsherd. Sie strahlen eine Schönheit aus, die nichts mit Aufhübschen zu tun hat.

Es geht auch nicht nur um das, was man sieht. Ich erinnere mich noch, wie ich bei meinem ersten Besuch beim Betreten einer Klasse, die gerade Freiarbeit hatte, eine Augenbinde bekam. Sie gehörte zum Besuchsritual. „Warum denn eine Augenbinde?“, fragte ich Ulrike Kegler. „Hören Sie nur einfach mal zu.“

Manch einer der damals schon zahlreichen Besucher kam mit der Erwartung, in einer so frei arbeitenden Schule müsse man sich wohl häufig die Ohren zuhalten. Falsch. Wenn man nichts sieht, bemerkt man erst, wie vorsichtig und rücksichtsvoll die Kinder miteinander sprechen. Dabei macht in dieser Freiarbeit jede und jeder zwei Stunden lang etwas anderes: Vorträge vorbereiten, sich gegenseitig Rechtschreibübungen diktieren, mit den vielen Materialien zum Rechnen experimentieren. Und manche machen scheinbar gar nichts. Daniela, die eben noch einen Vortrag, so nennt man die Referate auch schon der Kleinsten, über Schneeglöckchen gehalten hat, geht quer durch den Raum, bleibt stehen, guckt nach unten, mindestens eine halbe Minute lang, blickt ganz ernst, lächelt in sich hinein, kehrt um, holt sich einen Holzkasten mit Perlen und anderem Material für Rechenübungen aus dem Regal und setzt sich auf den Boden. Was mag da wohl passiert sein?

¹³ Film: Auf der Suche nach der Schule der Zukunft

Das sind in dieser Schule die wichtigsten Augenblicke. Alles andere wäre ohne sie fast nichts. Denn Lernen ist so verschlungen und diskontinuierlich wie ein Forschungsprozess oder wie moderne Musik. Langsam baut sich etwas auf. Verschiedenes wird ausprobiert. Nicht alles will passen, und dann das Aha, leuchtende Augen, ein Crescendo der Neuronen. Das ist schön.

Am beeindruckendsten in dieser Schule sind die Gesichter der Kinder. Diese Schönheit beim Erwachen und allmählichen Erwachsenwerden von Intelligenz ist ein unschlagbares Argument. Kein Wunder, dass manche, die das gesehen haben, wegen dieser Schule von Berlin nach Potsdam umgezogen sind.

Worin besteht das Geheimnis solcher Schulen? Es sind Erwachsene, die unter Normalverwahrlosung und Hässlichkeit leiden. Sie haben ihre Wunden nicht vernarben lassen. Man muss an Franz Kafkas Satz von „dieser wunderschönen Wunde“ denken, von der er sagte, „mit der ich auf die Welt gekommen bin, das einzige was ich habe“. Es geht darum, Leiden in Leidenschaft zu verwandeln. Dabei bietet sich immer wieder ein ähnliches Bild, bei den Gründern oder Umgründern von Schulen. Wenn sie durch das Gebäude gehen, und es liegt Papier herum, heben sie es auf, nicht aus „pädagogischen“ Gründen oder gar, um ein Vorbild sein zu wollen, sondern weil es sie stört. So werden sie ein Vorbild. Sie machen ihre Person zu einem Labor einer etwas besseren, schöneren Welt, nicht so sehr, um die Welt zu verbessern, sondern weil sie diese Widerhakenfrage nicht abgestellt haben: Willst du so leben? Diese Frage kommt, wenn sie in gelangweilte Gesichter schauen, egal ob es die von Schülern oder Lehrern sind. Diese Frage kommt in lieblos eingerichteten Räumen, die nur als Container für Schüler angesehen werden, die man ihrerseits als Container für den abzufüllenden Stoff behandelt. Diese Fragen und die Antworten darauf machen sie zu Autoren ihres Lebens und auch der Institution, in der sie nicht nur arbeiten wollen, die sie prägen wollen, an der sie ebenso arbeiten wollen wie an sich selbst. Sie sind keine Untermieter in der Welt. Auch dieser Status wäre für Schüler ansteckend. Dann wird die Schule hässlich.

Der Filmemacher Heinrich Breloer formuliert in einem Text, in dem er darüber nachdenkt, wie jemand Autor wird, etwas, das sich übertragen lässt: „Suche deine Themen in dir selbst. Grabe tief und gründlich. Im Persönlichen findest du das Allgemeine.“

Alle großen Reformkonzepte schielen immer wieder nach dem einen großen Hebel. Wäre der erst einmal umgelegt, würde sich alles andere fügen. Solange das nicht geschehen sei, könne man leider kaum etwas machen.

Schulerneuerer und Lernaufwiegler wie Ulrike Kegler arbeiten am Großen und am ganz Kleinen. Das ist eine aufregende Paradoxie. Manchmal scheint es, als stünde die übliche Regel auf dem Kopf. Dann gilt, je kleiner und scheinbar unwichtiger die Dinge sind, desto bedeutender und wirksamer wird die Arbeit an ihnen. Vielleicht liegt das an der Genauigkeit. Vielleicht liegt es auch daran, dass hier eine andere Grammatik im Umgang mit den Dingen und den Menschen geübt wird. Das *Wie* kommt eben vor dem *Was*. Formen bringen Inhalte hervor. Aus einer veränderten Ästhetik ergibt sich eine andere Ethik.

Mit der Kultivierung des Alltags kann man sofort und überall beginnen. Dafür gibt es tausend Möglichkeiten. Und immer geht es darum, den Ort mit Schönheit und Geschichten aufzuladen, damit er dazu einlädt, ganz wach und gegenwärtig zu sein.

Wenn es starke Orte gibt, die Präsenz ermöglichen, die ermöglichen, voll da zu sein, dann wäre das vermutlich die wirksamste Investition ins Bildungssystem. Das Motto der hässlichen Schule heißt, das Leben ist anderswo. Das Motto der guten und schönen Schule heißt: hier und jetzt!

PS

Nach der Auswertung landesweiter Vergleichsarbeiten in Brandenburg wurde Ulrike Kegler zum Schulrat bestellt, wegen „stark abweichender Ergebnisse“. Mit weichen Knien machte sie sich auf den Weg. Plötzlich überkamen sie Zweifel an all dem, was sie die vergangenen Jahre begonnen hatte. Sie fragte sich, ob so eine Schule vielleicht doch Einbußen in den Leistungen hinnehmen musste? Einen Moment lang dachte sie wieder wie viele Menschen in Deutschland. Entweder Freude am Lernen oder gute Leistungen. Ist die Schule vielleicht doch nicht dazu da, Freude zu machen?

„Ihre Schule ist Spitze“, begrüßte sie der Schulrat. „Verraten Sie uns bitte Ihr Geheimnis!“